

Vom Mittelalter zur Neuzeit

Festschrift für Horst Brunner

Herausgegeben von

Dorothea Klein

zusammen mit

Elisabeth Lienert und Johannes Rettelbach

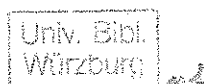


REICHERT VERLAG WIESBADEN 2000

Satz: Dr. Christian Naser, Universität Würzburg

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Vom Mittelalter zur Neuzeit:
Festschrift für Horst Brunner / hrsg. von Dorothea Klein...
Wiesbaden : Reichert, 2000
ISBN 3-89500-192-9



© 2000 Dr. Ludwig Reichert Verlag Wiesbaden

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes

ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen

und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen

Gedruckt auf säurefreiem Papier

(alterungsbeständig - pH7 -, neutral)

Printed in Germany

Vorwort

Am 2. November 2000 feiert Horst Brunner, Inhaber des Lehrstuhls für deutsche Philologie an der Universität Würzburg, seinen 60. Geburtstag. Schüler und Mitarbeiter, Freunde und Kollegen des Jubilars haben sich zusammengefunden, um ihn mit dieser Festschrift zu ehren, ihre Verbundenheit mit ihm zum Ausdruck zu bringen und ihren Respekt vor seinen wissenschaftlichen und wissenschaftsorganisatorischen Leistungen zu bezeugen. Zugleich wollen sie damit auch vielfältigen Dank abstaten: für Diskussionen und Gespräche in offener Atmosphäre, für ermutigende und förderliche Kritik, für Unterstützung mit Rat und Tat, für gute und fruchtbare Zusammenarbeit.

Die unter dem Titel »Vom Mittelalter zur Neuzeit« versammelten Beiträge spiegeln den weiten Horizont der wissenschaftlichen Interessen und Forschungen Horst Brunners. Diese reichen vom althochdeutschen »Ludwigslied« über Lyrik und Epik des Mittelalters und der Frühen Neuzeit bis zu den Robinsonaden des 18. Jahrhunderts und zur Wissenschaftsgeschichte. Vielfach, im besonderen Maße für die Lied- und Sangspruchforschung, hat Horst Brunner dabei Neuland erschlossen und Grundlagen geschaffen oder ganz neue Akzente gesetzt.

Maßgeblichen Anteil am Zustandekommen dieser Festschrift haben Dr. Christian Naser vom Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg, der den Satz erstellte, und Ursula Reichert vom Reichert Verlag, Wiesbaden, die uns bei der Drucklegung großzügig entgegenkam. Ihnen gilt unser besonderer Dank.

Würzburg und Bremen, im Frühjahr 2000

Dorothea Klein, Elisabeth Lienert und Johannes Rettelbach

Inhalt

Vorwort	V
HANS FROMM:	
Bemerkungen zur »Lücke« in der althochdeutschen Literaturgeschichte	1
HELMUT TERVOOREN:	
Minnesang, Maria und das »Hohe Lied« – Bemerkungen zu einem vernachlässigten Thema	15
UWE MEVES:	
Der Minnesänger Ulrich von Gutenberg: zur Problematik seiner historischen Bezeugung	49
DOROTHEA KLEIN:	
<i>varn über mer und ideoch wesen hie</i> . Diskursinterferenzen in der frühen mittelhochdeutschen Kreuzzugslyrik	73
TRUDE EHLERT:	
Zur Poetik von <i>texte</i> und <i>contre-texte</i> im Minnesang Hartmanns von Aue	95
ELISABETH SCHMID:	
Spekulationen über das Band der Ehe in Chrétiens und Hartmanns Erec-Roman	109
ELISABETH LIENERT:	
<i>daz beweinten sît diu wîp</i> . Der Krieg und die Frauen in mittelhochdeutscher Literatur	129
GERHARD HAHN:	
Wer ist »Walther von der Vogelweide«? Zur Einheit seines literarischen Werks	147
URSULA SCHULZE:	
Das »Nibelungenlied« und Walther von der Vogelweide. Diskursaktualisierung und konzeptuelle Qualitäten des Epos	161
L. PETER JOHNSON:	
Parzival erfährt seinen Namen: Une adaptation anticourtoise	181

WALTER RÖLL: Zu Gottfrieds Minnegrotte	199
JOHANNES JANOTA: Zum Refrain in den lateinisch-deutschen Liebesliedern des Codex Buranus	211
JOHN MARGETTS: Steine des Anstoßes: Zu des Strickers ›Von den edelen steinen‹	227
HANS-JOACHIM BEHR: Lehre in Reimen. Zu Freidanks ›Bescheidenheit‹ und Hermann Botes ›Köker‹	249
SONJA KERTH: Lügen haben Wachtelbeine. Überlegungen zur deutschen Unsinnsdichtung des Mittelalters	267
EDITH FEISTNER: Kulinarische Begegnungen: Konrad von Würzburg und ›Die halbe Birne‹	291
DIETRICH HUSCHENBETT: Pelaie und Lohrangrin. Braten bei Walther, Wolfram und Albrecht	305
KURT GÄRTNER und RALF PLATE: Troja im ›Leipziger Schluß‹ der ›Christherre-Chronik‹	333
WERNER WEGSTEIN: Der mittelhochdeutsche Sprachraum im Kartenbild der Grammatik	347
NORBERT RICHARD WOLF: Zur Schreibsprache des ›Hausbuchs‹ Michaels de Leone	359
BERNHARD SCHNELL: ›Gedihte von der physonomie‹. Eine deutsche gereimte Physiognomie des 14. Jahrhunderts	369
ROLF SPRANDEL: Der Einzelne und die Gruppe im Zeitalter der Pest	391
BURGHART WACHINGER: Ma dame Mercye und swarz meidlin. Zweifelhaftes am Rande des Œuvres Oswalds von Wolkenstein	403

ORTRUN RIHA: Die Forschung zu Heinrich Wittenwilers ›Ring‹ 1988–1998	423
WINFRIED FREY: Die Pilgerreise des Christen und das Christenleben als Pilgerreise in das <i>thor des vatterlandes öwiger sälligkait</i>	431
EDWARD R. HAYMES: Die Nibelungen im Spätmittelalter. Die Handschrift n und ihre Umgebung	449
KARL STACKMANN: <i>Rat, was ist das?</i> Ein ungelöstes Rätsel aus dem Cpg 355	463
GISELA KORNRUMPF: ›Der Herr von Braunschweig‹. Eine unbeachtete Prosaerzählung aus dem Historienbuch des Deutschordensritters Jörg Stuler	473
EVA KLESATSCHKE und BRIAN TAYLOR: Der Reiz des Verbotenen. Loica und Equivoca im Meistergesang	487
JOACHIM HAMM: Geschichte und Geschichtsdeutung. Zur sogenannten »Bluttat von Weinsberg« (16. April 1525) in der zeitgenössischen Literatur des 16. Jahrhunderts	513
HARTMUT KUGLER: Meisterliederdichtung als Auslegungskunst. Zur impliziten Poetik bei Hans Sachs	541
NIKLAS HOLZBERG: Hans Sachs und Olympia Morata	559
DIETER MERZBACHER: Die »Herwiederbringung der herrlichen Schriften, so fast verloren gewesen«. Das ›Concilium Constantiense‹, ein Editionsprojekt Hermann von der Hardts und des Herzogs Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg	569
OTTO EBERHARDT: Schütteln als Bild für Dichten – Zu einem Motiv bei Eichendorff	593
WERNER RÖCKE: ›Welcher gesunde Mensch kann diese philosophischen Brocken hinunterwürgen?‹ Karl Rosenkranz' ›Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter‹ und die Anfänge der Germanistik	599

JOHANNES RETTELBACH: Der Einzug der Meistersinger in die Oper	615
KURT RUH: Jean Cocteau's ›Orphée‹-Film	633
GÜNTER HESS: Gebrannte Kinder. Vom Schreiben zwischen Literatur und Literaturwissenschaft nach 1945	651
JOHANNES SCHWITALLA: Medienwandel und Reoralisierung. Phasen sprechsprachlicher Nähe und Ferne in der deutschen Sprachgeschichte	669
KOZO HIRAO: Kleine Spurenlese zu den Fügungen des Typs (immer + Komparativ des Adjektivs)	691
FREIMUT LÖSER: Von der Neuzeit zum Mittelalter. Der Weg des Helden im Artus-Roman Mark Twains	723
Verzeichnis der Abkürzungen	749

Bemerkungen zur »Lücke«
in der althochdeutschen Literaturgeschichte

von HANS FROMM, München

I

Das ›Verfasserlexikon‹ weist es aus, und der jetzt vor zwanzig Jahren verstorbene Mediävist HUGO KUHN, der lange Jahre über Grundlagen und Rahmen einer deutschen Literaturgeschichte nachgedacht hatte, machte es für das deutsche Spätmittelalter zum Thema: Seine Forderung, daß nicht nur in unserem Sinne literarische, d. h. poetisch geformte Werke, sondern auch der damals kaum zu übersehende Bereich der Sachprosa, die Chronik wie der medizinische Traktat, zu den Aufgaben des Mediävisten zu gehören hätten. Auch sie bildeten ein Stück »Welt-Orientierung« ab und sagten letztlich auch über jene Grundlagen etwas aus, von denen unser Urteil über die im engeren Sinne literarischen Texte auszugehen hätte.¹

KUHN war sich natürlich im klaren darüber, daß sein Postulat sich auf die Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters zu beschränken hätte. Für die früheste Phase des deutschen Mittelalters galt es seit je ohne Einschränkung, doch aus anderen Gründen. Die Denkmäler der althochdeutschen Literatur hatten neben ihrer literarischen Bedeutung auch ihren Wert als Sprachzeugnisse, und nicht selten besaß der sprachhistorische Zeugniswert den Vorrang. Daß auch sie »Welt-Orientierung« abbilden, wurde der germanistischen Forschung erst sehr viel später bewußt. Hier war gefordert, zwei verschiedene Sprachwelten in ihrem Aufeinander-Angewiesen-Sein zu beschreiben, und mit der Klosterschule als dem Ort vielfacher Umsetzung und den Sprachverboten und -lizenzen, die zu ihm gehörten, rückte noch als dritte Welt die Antike ins Blickfeld;² denn wenn der Klosterschüler die antiken Epiker lesend, abschreibend und übersetzend kennenlernt und angeleitet wird, dies »Welt-Stück« zu seiner schon früher eingesehenen Bibel-Welt in Bezug zu setzen, durchmißt er, ohne den Begriff zu kennen, ein Stück Hermeneutik. Wir wissen, daß ohne Vergil die althochdeutschen Epen nicht aufs Pergament gekommen wären – aber auch zum ›Beowulf‹ wäre es wohl nicht gekommen.

¹ HUGO KUHN: Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters. Tübingen 1980, Reg. s. v. Sach-Prosa.

² Vgl. dazu auch u. S. 10ff. u. ö.

Gebrannte Kinder
Vom Schreiben zwischen Literatur und Literaturwissenschaft
nach 1945

von GÜNTER HESS, Würzburg

Gelehrten Geschichte und Geschichte der Poesie werden sich notwendig in vielen Punkten berühren: denn die Poeten fallen eben nicht vom Himmel und wo die Gelehrten ihre Nahrung finden, da erwachsen in den meisten Fällen auch die Dichter.

Robert Prutz

Auf der anderen Seite haben die lebendigen Poeten einen tief verwurzelten Abscheu vor den berufsmäßigen Litterarhistorikern.

Berthold Litzmann

Sie wollen nicht deinen Flug, sie wollen
die Federn

Reiner Kunze

Machen Sie alles, nur nicht Germanistik!

Ingeborg Bachmann

»Schriftstellerei und Germanistik haben, wie man weiß oder spätestens nach dem peinlichen Zürcher Literaturstreit wissen müßte, wenig miteinander zu tun.«¹ Hermann Burgers Diagnose, mit der er seine Antwort auf die Frage »Schreiben Sie, trotz Germanistik?« vor vielen Jahren einleitete, berührt einige allergische Punkte, von denen die Rede sein wird. Und am Ende kommt er auf eine Reaktion von Autoren zu sprechen, die mir nach den Würzburger Werkstattgesprächen und Dichterlesungen der letzten fünfzehn Jahre geläufig ist, ihren »Horror vor Germanisten«.

¹ Hermann Burger: Schreiben Sie, trotz Germanistik? In: ders.: Ein Mann aus Wörtern. Frankfurt a. M. 1983, S. 242. Hier S. 247 auch das Motto-Zitat aus einem Gespräch Hermann Burgers mit Ingeborg Bachmann. Zu den beiden anderen Motti vgl. ROBERT PRUTZ: Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart. In: ders.: Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848 bis 1858. Bd. 1. Leipzig 1859, S. 3–38, hier 34; LITZMANN [Anm. 28], S. 2; Reiner Kunze: auf eigene hoffnung. Gedichte. Frankfurt a. M. 1981, S. 69.

Da gab es immer wieder einmal den stereotypen gruppenspezifischen Wendepunkt und die Stimmungsschwankung im Verhältnis zwischen dem Lesenden und seinem Publikum: den Augenblick nämlich, in dem sich der Autor mit den Zuhörern (und das sind an der Universität in der Mehrzahl Schüler und Studenten) auf mehr oder weniger subtile Weise gegen den einflussreichen und moderierenden Literaturhistoriker solidarisiert: der Freibeuter gegen die akademische Instanz, der freie Schriftsteller ohne Amt gegen den beamteten Wächter des literarischen Museums, das Originalgenie gegen den Prinzipienreiter, die Laus im Pelz des Poeten.

Dabei muß man kein umständlicher Schwafler, weder ein arroganter Beschwärmer noch ein autoritärer Schulmeister sein. Wenn er's darauf anlegt, hat der Dichter leichtes Spiel, das Publikum zum Sympathisanten zu machen: im Klappern der Klischees funktioniert der Prozeß der heimlichen Konspiration, der wieder einmal klar vor Augen führt, wie tief das Wasser ist, das die beiden Königskinder trennt: Literatur und Literaturwissenschaft.²

Man lernt mit den Jahren, das rituelle Spiel mit Ironie und ohne falsche Anbiederung mitzuspielen. Statistisch gesehen versteht sich die Generation der Ende der zwanziger Jahre geborenen Autoren besonders virtuos darauf: die Generation der »gebrannten Kinder«. Ihr Trauma, meine Exempel werden das belegen, rührt mit überraschender Gesetzmäßigkeit aus einer unglücklichen Liaison mit der Wissenschaft, der leidvollen Konfrontation mit Repräsentanten und Autoritäten unseres Faches, die um die Jahrhundertwende oder im Jahrzehnt danach geboren sind. Also ein schlichter Generationenkonflikt im alten Streit der Väter mit den Söhnen?

² EBERHARD LÄMMERT: Zwei Königskinder. Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft. In: ders.: Das überdachte Labyrinth. Ortsbestimmungen der Literaturwissenschaft 1960–1990. Stuttgart 1991, S. 281–283. Mit diesem Text hat LÄMMERT 1985 auf dem von ALBRECHT SCHÖNE ausgerichteten VII. Internationalen Germanisten-Kongreß in Göttingen das Forum eingeleitet, das sich mit der alten Kontroverse zwischen Dichtung und Wissenschaft auseinandersetzte. Die Beiträge dieses Forums sind im 11. Band der Kongreß-Dokumentation abgedruckt: Historische und aktuelle Konzepte der Literaturgeschichtsschreibung/Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft. Hg. von WILHELM VOSSKAMP und EBERHARD LÄMMERT. Tübingen 1986. Die alte Kontroverse ist zu Beginn der neunziger Jahre noch einmal besonders heftig diskutiert worden, und die Diskussionsbeiträge sind gerade dadurch besonders brisant, daß eine neue Generation von »Janusköpfen« sich einmischte, denen als »Schriftstellerwissenschaftlern« die Vorurteile und Kränkungen beider Parteien vertraut waren: der Autoren und der Germanisten: Schriftstellerwissenschaftler. Erfahrungen und Konzepte. Hg. von PETER GENDOLLA und KARL RIHA. Heidelberg 1991; Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven. Hg. von FRANK GRIESEHEIMER und ALOIS PRINZ. Tübingen 1992 (hier vor allem die Beiträge von ROGER WILLEMSSEN: Tragödien der Forschung. Über eine Literaturwissenschaft ohne Literatur, S. 47–64, und ADOLF MUSCHG: Erlaubt ist, was gelingt. Der Literaturwissenschaftler als Autor, S. 161–179). Vgl. auch HERMANN KINDER: Zwischen den Stühlen der Literatur/Wissenschaft. In: ders.: Von gleicher Hand. Aufsätze, Essays zur Gegenwartsliteratur und etwas Poetik. Eggingen 1995, S. 227–247.

Man könnte nun die Genese des Philologen-Horrors der Autoren soziologisch und bildungsgeschichtlich, ideologiekritisch und psychoanalytisch differenziert begründen, wie Hermann Burger das in seinem Essay skizzenhaft angedeutet hat: Wie kommt die Wissenschaft an den Galgen der Künste? Wie ist die Germanistik zur Stiefmutter dieser gebrannten Kinder geworden? Ich habe im Rahmen einigermaßen seriöser Versuchsanordnungen vor vielen Jahren am Beispiel des letzten Kapitels deutscher Literaturgeschichten um 1900 die verdrängte Auseinandersetzung der Germanistik mit der Gegenwartsliteratur darzustellen versucht und in einem Flug über die Jahrhunderte die Geschichte jener Kontroverse skizziert, die in Deutschland zwischen den Dichtern, Literaten und den Gelehrten mit erstaunlicher Kontinuität geführt wurde.³

Auf einige Thesen und Beobachtungen werde ich im folgenden zurückkommen, vor allem aber möchte ich mich auf eigene Erfahrungen mit Autoren der deutschen Gegenwartsliteratur beziehen, auf Reaktionen in der Diskussion mit den Zuhörern und auf Gespräche nach der Lesung.

I

Peter Rühmkorf hat die Periode seiner »hyperkritischen Goetherezeption« beschrieben, die »böartigen Kontrafakturen« um die Panoptikumsfigur eines »Goetheprofessors«, in denen er und seine Generation ihre Wut und Enttäuschung inszenierten, nachdem sie als »gebrannte Kinder des Krieges« an die Universität gekommen waren.

Ich fiel in die Hände eines argen Misanthropen und Studentenschinders, der wiederum einer dieser fragwürdigen Goethespezialisten war, die uns in *seinem* Namen zu Unterordnung und Anpassung verdonnerten.⁴

Selbst die Apostasie vom Idol »Doktor Benn«, der am Ende einer fortschreitenden Desillusionierung als parodierte komische Figur erscheint, verbindet sich für Rühmkorf im Rückblick mit dem Schreckensbild des lebensfeindlichen autoritären Wissenschaftlers:

³ GÜNTER HESS: Die Vergangenheit der Gegenwartsliteratur. Anmerkungen zum letzten Kapitel deutscher Literaturgeschichten um 1900. In: Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Hg. von WALTER MÜLLER-SEIDEL u. a. München 1974, S. 181–204; ders.: Die Gelehrten und die Literatur. Zur Geschichte einer Kontroverse. In: Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Band 7. Tübingen 1986, S. 226–237.

⁴ Peter Rühmkorf: Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern. In: ders.: Bleib erschütterbar und widersteh. Aufsätze-Reden-Selbstgespräche. Reinbek 1984, S. 69–80, hier 76–79.

Wenn du die Mythen und Worte
Entleert hast, kannst du gehn.
Den Qualm aus deiner Retorte
Kaufen sie unbesehn.

Steig denn nieder von deinem Throne
à bas Vertrieb und Versand.
Reiche Al Capone
Dem Doktor Benn die Hand.

Als er dann schließlich gar nach Hamburg kam, von jener Goethesellschaft eingeladen, deren Vorsitzender der von mir tödlich gehaßte Ordinarius der Literaturwissenschaft Hans Pyritz war, und er las seine Sachen herunter, als ob er sie selbst nicht verstanden hätte, da waren wir uns selbst für Provokationen zu gut.⁵

Und der gescheiterte Student der Literaturwissenschaft, dessen despektierlicher Spieltrieb sich mit dem schweißtreibenden Ernst und der Humorlosigkeit einer frisch restaurierten Ordinarienherrlichkeit nicht vertragen und der später seine literarhistorische Phantasie und Artistik an Walther von der Vogelweide, Klopstock und anderen zersungenen Klassikern zu beweisen versucht,⁶ rückt nach vielen Jahren in den Skizzen und Splittern seiner monströsen Privatgeschichtsschreibung den Richtblock zurecht:

Pyritz, Hans, Ordinarius der germanistischen Fakultät und Autor wissenschaftlicher Broschüren über den Barockdichter Fleming und ›Goethe und Marianne von Willem‹, hatte den Autor unwissenschaftlicher Pamphlete gegen die »Sekundärseimer der Literaturwissenschaft« schon lange aus seinem Herzen ausgeschlossen und gelegentlich einer Anwesenheitserhebung im Oberseminar die Abwesenheit des Chinareisenden Rühmkorf festgestellt. [...] Dürfte noch gerade den Anfang einer fleißigen Semesterarbeit über Harsdörffer, die Pegnitzschäfer und die »bibliografische Versorgungslage« zu Gehör bringen und fiel dann programmgemäß durch das vorpräparierte Sieb. Kämpfte noch im Fallen mit brillanten Fehlleistungen (»wissenschaftliche Tore« statt »Autoren«) um meine wissenschaftliche Reputation und versank anschließend in tiefen Selbstwertkrisen und im Mulm zermahlener Berufsaussichten.⁷

Was wie ein denunziatorischer Steckbrief beginnt, mündet in bleierner Resignation. Rühmkorf mag seine Guillotine im Geist der Studentenbewegung von 1968 geschärft haben, aber noch das Gespräch zwanzig Jahre später bestätigt, daß die Wunden noch nicht vernarbt sind, daß das Opfer, während es die Hinrichtung des »Goetheprofessors« zu inszenieren sucht, noch immer die Würgemale der Wissenschaft zur Schau stellt.⁸

⁵ Peter Rühmkorf: Die Jahre die Ihr kennt. Anfälle und Erinnerungen. Reinbek 1972, S. 54.

⁶ Peter Rühmkorf: Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich. Reinbek 1975.

⁷ Rühmkorf [Anm. 5], S. 78f.

Dabei überzeichnet die Karikatur vier eigentümliche Züge in der Physiognomik des Faches, die bei aller Verzerrung der Linien nicht ganz falsch sind, auch wenn sie gelegentlich als Vorurteile gehandelt wurden: die Beschäftigung mit dem historisch Abgelegenen, das abgeleitet Sekundäre der wissenschaftlichen Produktion (»Sekundärseimer«), dem entsprechend das *genus humile* der Publikationsform (»Autor wissenschaftlicher Broschüren«), dazu das sterile Ordnungssystem mechanischen Sammelns (»bibliografische Versorgungslage«) – und dies alles unendlich weit entfernt von den Problemen der Gegenwart und ihren literarischen Aufbrüchen, dem Enthusiasmus des Neubeginns nach 1945.⁹

Natürlich wirken in solchen (durch Frustration potenzierten) Abwertungen alte und in einer Phase der Restauration konservierte Denkschemata weiter: der Adel des Geistes nistet nicht auf Lehrstühlen, den freien Flug garantiert allein die poetische Existenz. Das war dreißig Jahre früher nicht anders, als Thomas Mann dem gelehrten Dichterfreund Ernst Bertram (noch im Banne der ›Betrachtungen‹ wie der Nietzsche-Mythologie) zum so »auszeichnend

⁸ Noch im Dezember-Tagebuch 1989 erinnert sich Rühmkorf an pubertäre Rache, anonyme Telefonanrufe »bei meinem gehaßten Lit.-Wiss.-Ordinarius Hans Pyritz«. »Herzlose Scherze, gewiß, aber P. hatte nicht nur *mir* die Tour vermasselt (d. h. meine Universitätskarriere vernichtet), sondern sich bereits einmal mit der ›Entjudung der Germanistik‹ einen unrühmlichen Namen gemacht. Der einzige Fachkollege, den er in seinem bleistiftstummelhaften Größenwahn noch eben neben sich dulden mochte, war seinerzeit Günter Müller gewesen, [...] dessen Vergangenheit im bundesdeutschen Restauratorium niemanden mehr bekümmerte.« Peter Rühmkorf: Tabu I. Tagebücher 1989–1991. Reinbek 1995, S. 148f. – Das geflissentliche Übersetzen Rühmkorfs durch die germanistischen »Literaturplatzanweiser«, für die der alles und jedes parodierende Dichter »zwischen sämtliche Stühle geraten« sei, hat jüngst Robert Gernhardt in einem Nachwort zu seiner Auswahl von Gedichten des Autors noch einmal rückblickend diagnostiziert: Rühmkorf belege eindrucksvoll, »wie beflissen und hartnäckig der Wissenschaftsbetrieb jene übersieht, die ihn zu unterlaufen bzw. zu überspringen wissen.« Robert Gernhardt: Peter Rühmkorf und wir. In: Peter Rühmkorf: Lethe mit Schuß. Frankfurt a. M. 1998, S. 127–139, hier 133.

⁹ Daß Rühmkorf den im Tagebuch-Eintrag vom 1. Dezember 1989 erinnerten »Krieg bis aufs Messer« längst nicht mehr als grundsätzliche Kontroverse zwischen Literatur und Literaturwissenschaft sieht, belegt sein bilanzierender Brief, den er am 16.7.1995 zur Pyritz-»Episode« an mich geschrieben hat: »... nur ist die Sache mit der Literatur und der Lit-Wissenschaft so eine Sache. Ich werde ja öfter mal als Schulbeispiel für Mißverständnisse zitiert, ohne daß mir freilich die unterstellten Unverträglichkeiten von Kunst u. Wissenschaft immer eingeleuchtet haben. So scheint mir die angebliche Inkompatibilität der Sphären (hier Produktion, dort Interpretation o. ä.) nicht »volles Maßes« (Klopstock) zwingend – es gab überall solche u. solche u. neben dem mir verhaßten Pyritz auch noch Wolffheim u. Pretzel (Bruder von Sebastian Haffner), wobei die Liberalen immer unter den Autoritären zu leiden hatten.« – Natürlich modelliert Rühmkorf (wie andere Autoren seiner Generation) die Erinnerung an den Neuanfang der Germanistik und Literaturwissenschaft nach 1945 aufgrund der Erfahrungen »gebrannter Kinder« in einer polemischen Mixtur von Wahrheit und Dichtung. Zum Versuch, den »Zeitenwechsel« aus der Perspektive kritischer Wissenschaftsgeschichte zu beschreiben vgl. Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945. Hg von WILFRIED BARNER und CHRISTOPH KÖNIG. Frankfurt a. M. 1996.

raschen akademischen Aufstieg«, der Berufung auf den Kölner Lehrstuhl, gratuliert, nicht ohne den ausdrücklichen Trost, »daß es mit der Lehrthätigkeit bald am Schnürchen geht, und daß Ihr freies höheres Werk gewiß nicht lange zu leiden haben wird.«¹⁰ Das meint doch nichts anderes als das Leiden der Meister unter dem Frondienst der Wissenschaft, die dem Aufstieg zu Höherem den Weg verbaut.

II

Daß der pedantische Zug ins Museale, die positivistische Regression und mit ihr die Ausblendung aller jeweils neuen literarischen Bewegungen der Gegenwart zu den Konstanten der Literaturwissenschaft in Deutschland gehörte, hat sie in der Tradition des Faches aus der Tiefe des 19. Jahrhunderts weit über die Jahrhundertwende hinaus erheblich belastet. Man erinnere sich nur an Michael Georg Conrads Pamphlet zur programmatischen Begründung der »Gesellschaft!«¹¹ Zwar hatte die als Fach etablierte und zunächst auf die altdeutschen Studien fixierte Deutsche Philologie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Beschäftigung auch mit der neueren deutschen Literatur sanktioniert, durch WILHELM SCHERERS »Geschichte der Deutschen Literatur« (1883) jedoch blieb mit Goethes Tod eine magische Demarkationslinie gezogen, und dies zu einer Zeit, da die naturalistischen Stürmer und Dränger mit ihrer »Rinnsteinkunst« auch den akademischen Überbau des Wilhelminismus verstörten. SCHERER selbst hat Abschluß und Ende seines epochemachenden Werkes als Programm definiert: »Mit dem Erscheinen des vollendeten »Faust« bricht meine Erzählung ab. Nur hierdurch gewann ich einen würdigen Schluß, den ich durch einen Blick auf die letzten fünfzig Jahre

¹⁰ Brief vom 2. Februar 1922. Thomas Mann an Ernst Bertram. Briefe aus den Jahren 1910–1955. In Verbindung mit dem Schiller-Nationalmuseum hg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von INGE JENS. Pfullingen 1960, S. 106–108, hier 106. – Bereits am 13.10.1918, als das Nietzsche-Buch als Habilitationsschrift empfohlen worden war, sah Thomas Mann ein wenig besorgt die Unverträglichkeit von Universitätsbetrieb und freiem Dichterberuf: »Ich will nur hoffen, daß das Lehramt Ihnen genügend Muße für die schönen freien Aufgaben lassen wird, die Ihrer noch warten.« Ebd., S. 82.

¹¹ Conrads verbale Kraftmeierei versucht die akademische Verdrängung der Gegenwartsliteratur und die Zensurpraxis zu treffen, und so wendet er sich in seinem Plädoyer für eine »Offenheit der Sprache« gegen die »falsche Vornehmheit« der »pedantischen Bildungsschwätzer und der polizeifrommen Gesinnungsheuchler«: »Unsere »Gesellschaft« bezweckt zunächst die Emanzipation der periodischen schöngeistigen Litteratur und Kritik von der Tyrannei der »höheren Töchter« und der »alten Weiber beiderlei Geschlechts«; [...] Wir kündigen Fehde dem Verlegenheits-Idealismus des Philistertums, der Moralitäts-Notlüge der alten Parteien- und Cliquenwirtschaft auf allen Gebieten des modernen Lebens.« Die Gesellschaft. Realistische Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben. I. Jahrgang, Nr. 1 (München, 1. Januar 1885), S. 1f. (Zur Einführung).

unserer Litteratur, der sich wie ein zerstreuter und zerstreuer Anhang ausgenommen haben würde, nicht verderben wollte.«¹²

Als OSKAR WALZEL, der SCHERERS Literaturgeschichte fortschreiben wird, 1900 in Bern »einen Vortrag über die Strömungen der neuesten deutschen Literatur« hält und damit den Mut beweist, »deutsche Dichtung bis in die unmittelbare Gegenwart hinein zu erfassen und darzustellen«, erregt er damit bei seinen Fachgenossen »gelindes Entsetzen«.¹³ Und selbst der Schererschüler RICHARD M. MEYER, der 1897 auf Vermittlung Hugo von Hofmannsthal's die Annäherung an Stefan George in Bingen wagt, dient sich mit schlechtem Gewissen als »philologische Maus« an, die dem bewunderten Dichter in den »Mäusethurm« folgt: »Scheuen Sie nicht zu sehr die Berührung mit dem »Philologen«. Hätte ich die Freude gehabt, Sie neulich hier zu sehen, wir hätten uns wohl über manches verständigt, was die meisten Dichter so wenig zugeben als die meisten Philologen.«¹⁴

So galt zwar für den Dichter der Jahrhundertwende in der Rolle des faustisch schöpferischen Menschen der Philologe, wie gelegentlich noch heute, als der Famulus Wagner, der in der Spur des Genius seinen Mangel an Kreativität pedantisch und besserwisserisch kompensierte. Kam es jedoch einmal zu einer Verständigung zwischen Philologie und Literatur der Gegenwart, traf den Außenseiter der Zunft häufig der Vorwurf unwissenschaftlicher Anbiederung. Als BERTHOLD LITZMANN, der später über seinen Schüler Ernst Bertram mit Thomas Mann korrespondieren wird (als akademisches Echo in Bonn zwischen »Betrachtungen« und »Zauberberg«), vor hundert Jahren seine Vorlesungen über »Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart« (Hamburg und Leipzig 1894) veröffentlichte, traf ihn nicht nur der Hohn seines Erzfeindes ERICH SCHMIDT. Wie riskant für den »außerordentlichen Professor« vor den argwöhnischen Augen der Fachgenossen und »Tempelwächter« der »Sprung über die Kirchhofsmauer« nach der gewohn-

¹² WILHELM SCHERER: Geschichte der Deutschen Litteratur. Berlin 1883, S. 723. Der folgende Satz schließt eine spätere Fortsetzung in der »objectiven« Form eines knappen Überblicks nicht völlig aus: »Vielleicht läßt sich später einmal ein Ausweg treffen, um etwaigen Wünschen des Publicums entgegenzukommen: es könnte wirklich innerhalb des Anhangs eine Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen unserer Litteraturgeschichte und eine kurze objective Charakteristik unserer hervorragendsten Schriftsteller seit 1832 versucht werden.«

¹³ OSKAR WALZEL: Wachstum und Wandel. Lebenserinnerungen. Aus dem Nachlaß hg. von CARL ENDERS. Berlin 1956, S. 283. Vgl. CHRISTOPH KÖNIG: Blättern statt Entscheiden. Von der Fremdheit zwischen Geistesgeschichte und Gegenwartsliteratur im Zeitraum 1910–1925. In: Die Fremdheit der Literatur. Rezeption. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990. Band 6. München 1991, S. 27–35.

¹⁴ RICHARD M. MEYER an Stefan George, 14. Januar 1897. In: ROLAND BERBIG: »Poesieprofessor« und »literarischer Ehrabschneider«. Der Berliner Literaturhistoriker Richard M. Meyer. Mit Dokumenten. Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 1 (1996), S. 37–99, hier 83f.

ten »Andacht an stillen Gräbern« war, hat er in seiner Autobiographie mit Bitterkeit beschrieben.¹⁵

Nun war der nationalliberal-konservative Bismarck- und Wildenbruch-Verehrer LITZMANN alles andere als ein frecher Revoluzzer, aber die versteckte Wedekind-Anspielung macht uns nach einem Jahrhundert grell bewußt, wie skandalös der »Sprung über die Kirchhofmauer« der Literaturgeschichte im Wilhelminischen Deutschland wirken mußte: ein bedenklich unzünftiges Spiel akademischer Außenseiter und Randfiguren wie ARTUR KUTSCHER, ROMAN WOERNER oder eben – BERTHOLD LITZMANN.

Auch das war für die Bonner Studenten etwas ganz Neues, ja mehr als das, es war überhaupt auf deutschen Universitäten etwas Neues, Unerhörtes, daß ein Professor zu Gegenwartsproblemen der Literatur vom Katheder das Wort ergriff. Derlei Ausschweifungen hatten sich wohl in früheren Zeiten ästhetisierende Philosophen und philosophische Ästhetiker gelegentlich erlauben dürfen, ohne der Würde des Amtes allzuviel zu vergeben. Für einen Vertreter aber der eben erst in den Sattel gehobenen Literaturgeschichtswissenschaft, die auf Wahrung ihres guten Rufes ebenso ängstlich bedacht sein mußte, wie ein junges Mädchen, lag die Sache anders.¹⁶

Im Gegensatz zur Wissenschaft, die »über die Entweihung des Universitätskatheders für derartigen unwissenschaftlichen Kram« sich entrüstete oder allenfalls mit einem mitleidigen Lächeln hinwegging, wie LITZMANN schreibt, honorierten die Künste die unerwartete gelehrte Zuwendung.

Eine nicht minder große aber diesmal freudige Überraschung für die lebenden Dichter, die das »Kathedrwunder«, wie Otto Julius Bierbaum damals schrieb, zunächst sprachlos anstauten, es gar nicht fassen konnten, daß wirklich ein Professor der Literaturgeschichte von lebenden Dichtern zu seinen Studenten zu sprechen die Kühnheit gehabt, und schließlich auch eine große Überraschung für die weiten Kreise der ratlosen Literaturfreunde, die in diesen Vorlesungen den ersten Versuch begrüßten, auf der Grundlage geschichtlichen Wissens sich und anderen den Einblick und das Verständnis für den Wirrwarr der vom Tage aufgeworfenen ästhetischen Schulmeinungen und Doktrinen zu erschließen.¹⁷

Bierbaums »Kathedrwunder« sollte noch lange die Ausnahme von der Regel bleiben. Als Martin Walser im Frühjahr 1948 nach drei Semestern im klösterlich düsteren Mittelalter von Regensburg, wo er nichts gelernt hatte als

¹⁵ BERTHOLD LITZMANN: Im alten Deutschland. Erinnerungen eines Sechzigjährigen. Berlin 1923, S. 335f.

¹⁶ LITZMANN [Anm. 15], S. 335.

¹⁷ LITZMANN [Anm. 15], S. 350. Vgl. PETER SCHMIDT: Literatur der Gegenwart als Forschungsgegenstand. Bertold Litzmann und die Literarhistorische Gesellschaft Bonn (1906 bis 1918). In: Literatur und Theater im Wilhelminischen Zeitalter. Hg. von HANS-PETER BAYERDÖRFER u. a. Tübingen 1978, S. 424–435.

Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch, in die hellere Aula von Tübingen kommt, verschiebt sich das Objekt des akademischen Interesses um 600 Jahre, von Thomas von Aquin zu PAUL KLUCKHOHNS 18. Jahrhundert. In Regensburg »waren noch ein paar Theologen seit dem Jahre 1200 dabei, noch immer Scholastik genau zu lehren nach Thomas von Aquin, in denselben Mauern.«¹⁸

Doch auch in diesem Tübingen »um 1950« schottet sich das literarhistorische Museum gegen die Welt des Schreibens ab, und mit der Literatur der Gegenwart nach 1945 hat die Wissenschaft schon gar nichts im Sinn.

»Mir jedenfalls«, so erzählt Martin Walser, »ist aktuelle Literatur in Tübingen nicht bekanntgeworden, höchstens über den Film spielte die aktuelle Szene nach Tübingen herein. [...] ; aber sonst war das, verglichen mit heute, an der Universität, grotesk. Ich bilde mir ein, ich war im Hörsaal, als der Germanist Hermann Schneider triumphierend von seinem Katheder in den überfüllten Saal ausrief: »Ich reiche nur bis 1832« – aber das »nur« war sozusagen Ironie. Er war glücklich, daß er nur bis dahin reichte ... Und als Professor Beißner für meine Dissertation einen Koreferenten suchte, fand er keinen, der über eine Kafka-Arbeit mitbefinden wollte. Wenn es mir richtig berichtet wurde, hat Professor Kluckhohn damals gesagt, er würde diesen Koreferenten machen, wenn er diesen Kafka nicht auch noch lesen müsse. [...] Mit so etwas Neuem wollte man in Tübingen wenig zu tun haben. Dabei war Kafka natürlich auch schon fast 30 Jahre tot.«¹⁹

Die unendliche historische Ferne und Fremdheit der traktierten Epochen und Werke hat den jungen Walser (wie der verordnete Harsdörffer, mit dem Rühmkorf offenbar nichts anfangen konnte) in eine Sackgasse geführt, wenn es um das eigene Schreiben ging: »Es ist ein riesiger Unterschied zwischen einer Vorlesung über das 18. Jahrhundert und dem, was man dann in der Schriftstellerei machen will. Man erkennt fast nicht mehr, daß das dasselbe ist, was man immer wollte. Die universitätsmäßige Beschäftigung mit Literatur kann ja ein vollkommen trostloser Umweg sein, der gar nichts bringt für einen selbst. Da sitzt man drin und denkt: »Das hab' ich doch gar nicht gemeint, als ich *Literatur* studieren wollte, das geht mich doch gar nichts an!«²⁰

Als der junge Walter Jens Ende der vierziger Jahre die Phalanx der etablierten Germanistikprofessoren in Tübingen zu irritieren beginnt, ist auch er, der Altphilologe, als schriftstellernder Seiteneinsteiger ein Außenseiter. Aber er agiert im Gegensatz zu denen, »die als Professoren etwas schon sehr

¹⁸ Martin Walser im Gespräch mit Peter Roos. PETER ROOS: Genius loci. Gespräche über Literatur und Tübingen. Pfullingen 1978, S. 66–96, hier 66, 68, 83.

¹⁹ Ebd., S. 81f.

²⁰ Ebd., S. 85.

lange betreiben, nämlich über Literatur reden, und die dabei, weil sie fest angestellt sind, auf eine märchenhafte Weise eingeschlafen sind«, auf eine erschlagende Weise lebendig, wie Walser auf einen Tagebuchzettel vom 21. Juni 1949 notiert: »Jens hat mich heute wieder zwei Stunden lang totgeschlagen. Er muß nur schauen, sprechen und die Hände mittun lassen.«

Die Literatur ist Leben und die Wissenschaft der Tod für die jungen Leute, die »an die Universität gehen und Literatur brauchen, ihrer eigenen Ich-Undeutlichkeit zuliebe«.²¹ Hier liegen aus der Perspektive einer Generation, die nach dem Ende des zweiten Weltkriegs auf ihrer Sinnsuche in die literaturwissenschaftlichen Vorlesungen und Seminare kommt, noch einmal die Bruchlinien zum 19. Jahrhundert hin offen: im geschlossenen System der Gesinnungen und moralischen Wertungen, der in Denkformen und Sprachformeln festgeschriebenen Ordnungen. Walser, der die Koordinaten von Literatur und Leben, gelehrter Reproduktion und Tod hellichtig (und weniger aggressiv als Rühmkorf) beschreibt, liefert eine Diagnose akademischer Routine, der Pflichtübung hochgebildeter Intellektueller, für die nichts mehr auf dem Spiel steht:

Während Literatur ja die äußerste Präsenz zumindest von Leben wollen verlangt, wenn auch nicht Leben, aber Leben wollen – das ist bei diesen Herren nicht mehr da. Auch Sterben wollen nicht. Das würde ja auch genügen, Sterben wollen. [...] Als diese Männer, die ich da auf den Lehrstühlen herumsitzen sah, anfangen als junge Leute ... ich bin überzeugt davon: die haben einmal genauso lebendig über Goethe gesprochen wie irgendein Lyriker sein Gedicht macht.²²

Rühmkorfs vehemente Kritik an einem wissenschaftlichen Kultbuch der fünfziger Jahre, an HUGO FRIEDRICHS »Struktur der modernen Lyrik« (1956), trifft auf einer anderen Ebene analytischer Wissenschaftlichkeit dasselbe Problem. Dieses Buch habe nicht Epoche gemacht, sondern »Epoche besiegelt: die Restaurationsepoche«.

Obwohl es kein dummes Buch war, trug es doch ganz erheblich zur Vernagelung unserer dichtenden Intelligenzen bei. Wo man sich nämlich darauf einigt, daß in einem literarischen Kunstwerk nur noch die Strukturen sprechen, und humane Erregbarkeiten so gering gelten wie die aktuellen Erregungszustände, da fallen mit den Emotionen natürlich auch gleich emotionale Parteinahmen unter den Tisch.²³

²¹ Ebd., S. 81, 85.

²² Ebd., S. 86. – »Für die steht nichts mehr auf dem Spiel, wenn sie noch einmal eine Vorlesung ankündigen, also »Sturm und Drang II« oder »Realismus I, II« und im dritten Semester dann »Realismus III«. Da läuft nichts mehr bei denen – und das merkt man natürlich als Student, [...] der Dozent kann noch so gebildet sein, das ist einfach Quatsch, was der da redet, eben weil für den nichts mehr auf dem Spiel steht: Er reproduziert etwas, er arbeitet nicht mehr inhaltlich, das heißt – er lebt nicht mehr.«

²³ Rühmkorf [Anm. 6], S. 132.

III

Das Schlagwort »Restaurationsepoche«, wenn es so plakativ einmal gebraucht werden darf, trifft in der Geschichte der Literatur und bildenden Kunst einen anderen Zeitraum als in der Geschichte der Wissenschaft von Kunst und Literatur. Für das Fach Germanistik kommt die restaurative Phase, die Rühmkorf meint, in den Jahren zwischen dem Münchner Germanistentag 1966²⁴ und Enzensbergers legendärem Kursbuch 15 (November 1968) an ein Ende, dessen Abgesang der Literaturstreit um EMIL STAIGERS Rede über »Literatur und Öffentlichkeit« darstellt. Die Aggressivität der Diskussion eskalierte in beiden Schlachtreihen, und das schwankende Niveau der mehr und weniger fairen Kontroversen läßt sich heute in Briefwechseln²⁵ und dokumentarischen Anthologien verfolgen, wobei das Fach, nicht immer zu seinem Besten, in neuen Sprachen und Zungen zu reden begann.²⁶ Dabei war der polarisierende Konflikt lange vor dem angedeuteten Klimawechsel in der öffentlichen Diskussion über die Geschichte der Moderne vorbereitet, etwa in HANS SEDLMAYRS Thesen über den »Verlust der Mitte« oder seiner Anklage gegen den Sündenfall der Moderne, wie sie in jenem sagenhaften und skandalträchtigen Eröffnungsband von »rowohlts deutscher enzyklopädie« 1955 vorgetragen wurde. Der Tenor von STAIGERS Rede von 1966, seine Hinrichtung bestimmter Tendenzen der Gegenwartsliteratur, war SEDLMAYRS Streitschrift zur »Revolution der modernen Kunst«, die im März 1958 bereits das 110. Tausend erreicht hatte, durchaus verwandt.²⁷

Nicht zufällig gehört zur Geschichte der Kontroverse zwischen der Wissenschaft und den Künsten auch die Geschichte der Zensur. So hatte noch in den ersten zwei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts der Münchner Ordinarius und Geheimrat Professor FRANZ MUNCKER, ein renommierter Experte auf

²⁴ Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von EBERHARD LÄMMERT, WALTHER KILLY, KARL OTTO CONRADY und PETER VON POLENZ. Frankfurt a. M. 1967.

²⁵ Peter Szondi: Briefe. Hg. von CHRISTOPH KÖNIG und THOMAS SPARR. Frankfurt a. M. 1993, S. 219–232.

²⁶ STAIGERS Rede »Über Literatur und Öffentlichkeit« vom 17. Dezember 1966 (aus Anlaß der Verleihung des Literaturpreises der Stadt Zürich) wurde erstmals in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 20. Dezember 1966 gedruckt. Die Rede mitsamt den kontroversen Stellungnahmen ist dokumentiert in: Sprache im technischen Zeitalter 22 (1967) und 26 (1968). – Ich habe kurz nach Horst Brunners Studienjahr in Zürich STAIGERS verspäteten Windmühlkampf im Namen einer ästhetischen Sittlichkeit, die Verteilung seiner Rede an den Zürcher Sekundarschulen, aus nächster Nähe erlebt, nachdem ich die Hinrichtung Friedrich Schlegels und Thomas Manns gewissermaßen als »Vorspiel« in den Vorlesungen des Sommers 1965 mit ansehen und anhören mußte.

²⁷ HANS SEDLMAYR: Die Revolution der modernen Kunst. Hamburg 1955 (rowohlts deutsche enzyklopädie 1). Das Buch über den »Verlust der Mitte« war bereits 1948 in Salzburg erschienen.

dem Forschungsgebiet »Aufklärung«, im Auftrag der Polizeidirektion und als prominentes Mitglied der Zensurbehörde im April 1908 über die Aufführung von Wedekinds Kindertragödie ›Frühlings Erwachen‹ zu entscheiden. Der Vertreter der Wissenschaft votierte mit Nachdruck für das Verbot der bereits gereinigten Buchfassung von 1891, die übrigens auch LITZMANN in seinen Bonner Vorlesungen über ›Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart‹ tabuisiert hatte:

Die Kunst verlöre meines Erachtens nicht dabei; denn als Drama erscheint mir das Werk gründlich verfehlt. Die dargestellten Vorgänge und die auftretenden Personen sind zum Teil widerliche Karikaturen, innerlich und selbst äußerlich unwahr. Vom wirklichen Leben gibt das Stück nur einen falschen Eindruck.²⁸

Es ist der gelehrte Zensor, der vom wirklichen Stück, dies ist die unfreiwillig komische Pointe, einen falschen Eindruck vermittelt, indem er die antinaturalistische Szenenfolge als naturalistisches Drama liest.

Noch aufschlußreicher ist ein Vergleich von MUNCKERS Stellungnahme zu Wedekinds ›Lulu‹ mit dem positiven Votum Thomas Manns, der im Frühjahr 1913 dem Zensurbeirat angehörte: auf der einen Seite die Wissenschaft, die um den guten Ruf der Münchner Kunst besorgt ist, die »entsittlichende« Wirkung auf das Publikum befürchtet und es bedauern würde, »wenn dieser Schmutz unser Künstlertheater verunreinigen dürfte«. Auf der anderen Seite der Schriftsteller, der zu bedenken bittet, »daß es sich nicht um ein nichtsnutziges Machwerk handelt, dessen Absichten auf Sensation, Sinnenkitzel und Verherrlichung des Lasters gerichtet wären, sondern um eine moderne Dichtung, deren Bedeutsamkeit, Tiefe, Ernst und Wert in Kennerkreisen längst anerkannt ist und die in der Geschichte des deutschen Dramas, trotz aller grotesk-problematischen Elemente, die es enthält, stets einen sehr ehrenvollen Platz behalten wird.«²⁹

²⁸ MUNCKERS »gutachterliche Äußerung« ist neben anderen Stellungnahmen des Münchner Zensurbeirats abgedruckt bei MICHAEL MEYER: Theaterzensur in München 1900–1918. Geschichte und Entwicklung der polizeilichen Zensur und des Theaterzensurbeirat unter besonderer Berücksichtigung Frank Wedekinds. München 1982, S. 163. – Vgl. BERTOLD LITZMANN: Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. 2. Aufl. Hamburg und Leipzig 1894, hier 136–138, S. 213–215 die Kriterien der Verdrängung. So ist es kein Wunder, daß Wedekind im Schatten Wildenbruchs steht. LITZMANN pointiert in seiner ersten Vorlesung aber auch noch einmal die Aporie, die aus dem Konflikt zwischen Gelehrten und Literaten resultiert: »Eine Geschichte der Litteratur der Gegenwart ist für den, der diese Aufgabe in ihrem ganzen Ernst und ihrem ganzen Umfang erfaßt, ein Unding, eine Unmöglichkeit. [...] Auf der anderen Seite haben die lebendigen Poeten einen tief verwurzelten Abscheu vor den berufsmäßigen Litterarhistorikern.« (S. 1–2)

²⁹ MEYER [Anm. 28], S. 276 (das Gutachten MUNCKERS), S. 280 (Thomas Manns Stellungnahme).

Im Namen der Sittlichkeit ist die Lesart der Kunst eine andere als die der Wissenschaft, und da sich dies über Jahrzehnte hinweg unter dem Aspekt von Gesundheit, Krankheit und Entartung nicht geändert hat, haben die Künste Distanz und Mißtrauen gegenüber den jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit ihnen historisch-kritisch beschäftigen, verinnert und konserviert. In seinen ›Drei Thesen von der Heiterkeit der Kunst‹ hatte sich HARALD WEINRICH die Mühe gemacht, aus STAIGERS Zürcher Rede ›Literatur und Öffentlichkeit‹ »die Werte und wertbetonten Vokabeln herauszuschreiben.«

Es sind für die obere Skala folgende Werte: Glanz, Zuversicht, Trost, bürgerliche Ertüchtigung, Belehrung, Ordnung, Menschengemeinschaft, sittliche Gesinnung, Erbauung, Würde, Adel, Anstand, Güte, stumme Treue, unvergängliches Licht, vertrauende Liebe, um das Ganze bekümmertes Ernst, wohlgeratenes höheres Dasein, Menschlichkeit, Heiterkeit. Für die untere Skala empfiehlt Staiger folgende Unwerte und unwertbetonte Vokabeln: Finsternis, nihilistische Stimmung, apart, bizarr, grotesk, krank, frech, scheußlich, gemein, zufällige Individualität, das Interessante als solches, Psychopathen, gemeingefährliche Existenzen, Zuhälter, Dirnen, Säufer, lichtscheue Räume, Entartung, Trümmerliteratur. [...] Die moderne Literatur, die lottert nämlich erbärmlich in den Niederungen der schlimmsten Unwerte; die alte, die klassische Literatur hingegen schwebt oben als eine Himmelsmacht bei den höchsten Werten der Menschheit ...³⁰

Natürlich vergrößert das konzentrierte Exzerpt die Argumentation der Rede, aber es legt auch das latente Schema der Wertung bloß, mit dem die Wissenschaft der modernen Literatur und Kunst gegenüber zur Zensurbehörde wird.

Henning Boëtius, ein provozierender Autor und Apostat der Wissenschaft, hat in solchen Zusammenhängen das Schicksal und die Geschichte der Brentano-Edition beschrieben:

Brentano, der zeitlebens ein Philisterhasser gewesen war, fiel in die Hände der Literaturwissenschaftler. [...] Die völlig humorlose Verbürokratisierung eines Lyriknachlasses kann nur von Menschen bewerkstelligt werden, die über ein abnormes Maß an Phantasielosigkeit verfügen. [...] Es ist jener langweilige, reaktionäre und ängstliche Typ, der in der Geschichte der Menschheit immer schon eine Menge Unheil angerichtet hat. Ich behaupte im übrigen, daß Genauigkeit und Vollständigkeit Mittel einer Form von Zensur werden können ...

Der enttäuschte Philologe wird zum denunziatorischen Überläufer, und in seinem geballten Haß errichtet der Schriftsteller den Galgen, an dem er die Editoren und Interpreten baumeln läßt:

³⁰ HARALD WEINRICH: Drei Thesen von der Heiterkeit der Kunst. In: ders.: Literatur für Leser. Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft. Stuttgart 1971, S. 13.

Eine Nebenfunktion der Seriosität von Germanisten und Editoren besteht darin, daß sie wie ein Futteral die völlige Hilflosigkeit und Vagheit der geistigen Position verbirgt. Es gibt eigentlich in keiner Fachdisziplin ein solches Ausmaß an Orientierungslosigkeit. Da wird mit abgebrochenen Lanzen in den Nebel gestochen, und diese hoffnungslose Jagd auf ein längst entschwundenes Wild nennt sich dann Interpretation.

Nur einen Brentano-Interpreten, der ein glänzender Schriftsteller ist, läßt der Henker Boëtius gelten: »denn immerhin hat ein Enzensberger seine Dissertation über ihn geschrieben und dabei als erster auf eine unverkennbare Vorläuferschaft Brentanos bezüglich der modernen Literatur hingewiesen.«³¹

IV

Zweifellos ist die Versuchsanordnung faszinierend, die ich hier nur andeuten kann: der Blick auf die Dissertationen von Autoren der deutschen Literatur nach 1945. Dabei ist an Trennungslinien zu erinnern, die für die deutsche Literatur- und Geistesgeschichte im Gegensatz zu den anderen europäischen Literaturen charakteristisch sind: ich meine nicht nur die Scheidung von Dichter, Literat und Schriftsteller, sondern auch die nur selten überwundene Abgrenzung von Literaturwissenschaft und Literaturkritik.

Schon ein flüchtiger Blick auf Enzensbergers Buch über »Brentanos Poetik« (1961) läßt erkennen, daß die Differenz von Poesie und Analyse ein Problem der Sprache ist. Der Ton der ersten Seite seiner Einleitung ist ein anderer als der seiner Interpretationen, und der Autor selbst hat die Aporie einer wissenschaftlichen Beschreibung zu Beginn formuliert:

Diese Poesie konfrontiert den Leser mit einem Bewußtsein, das künstlerisch aufschärfste zu kalkulieren versteht, und dessen Raffinement die Möglichkeit exakter Beschreibung weit übersteigt.³²

Enzensbergers »Nachbemerkung« aber bringt nicht nur die Historizität der eigenen wissenschaftlichen Arbeit zur Sprache, sie formuliert sprach- und wissenschaftskritisch zugleich den Abschied des Dichters und Schriftstellers von der Germanistik. Das unterscheidet ihn, der zur »germanistischen Nachkriegsgeneration« der Rühmkorf und Walser gehört, vom geballten ideologiekritisch-soziologischen Jargon des Friedrich Christian Delius, der seine höchst anregende und brillante Dissertation »Der Held und sein Wetter« ohne die Skrupel des Poeten 1971 erscheinen läßt.³³

³¹ HENNING BOËTIUS: Der andere Brentano. Frankfurt a. M. 1985, S. 8, 11, 9 (in der Reihenfolge der Zitate).

³² HANS MAGNUS ENZENSBERGER: Brentanos Poetik. München 1961, S. 12.

³³ F. C. DELIUS: Der Held und sein Wetter. Ein Kunstmittel und sein ideologischer Gebrauch im

»Diese Abhandlung«, schreibt Enzensberger, »ist in den Jahren 1953–1955 entstanden. Sie wurde im Frühjahr 1955, wie es in der Sprache der Hochschulen gravitatisch heißt, als »Inaugural-Dissertation der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen vorgelegt«, und zwar unter dem weitschweifigen Titel: »Über das dichterische Verfahren in Clemens Brentanos lyrischem Werk.«

Der Text der Schrift ist für den Druck durchgesehen und revidiert worden. Die seither erschienene Spezial-Literatur konnte dabei außer Betracht bleiben; sie hat kaum neue Gesichtspunkte erbracht. Auch die sachlichen Mängel der Arbeit (das Fehlen jeder soziologischen Perspektive, die Insistenz auf die sogenannte immanente Methode der Interpretation, die unkritische Beschreibung einer hermetischen »Innenwelt« des Gedichtes) sind nicht behoben. Sie zu bessern hätte ein neues Buch über den Gegenstand erfordert.

Die Revision beschränkt sich also auf die nötigsten sprachlichen Änderungen. Leider hat sie erwiesen, daß der Versuch einer Übersetzung aus dem Germanistischen ins Deutsche letzten Endes zum Scheitern verurteilt bleiben muß. Der spezialistische Jargon, auf den unsere Hochschulen eingeschworen sind, hat die Oberhand behalten. In dieser Beziehung ist die Abhandlung auf die Nachsicht ihrer Leser angewiesen.³⁴

Martin Walser hat dagegen in seinem Rückblick auf Tübingen die Differenz zwischen »literarischem Handwerk« und »wissenschaftlicher Begabung«, das Problem der Sprache als das eigentümlich trennende Element zwischen Wissenschaft und Dichtung negiert:

Die Schreibweise halte ich nicht für eine andere [...]. Ich halte es nicht für zweierlei, sich über Goethe oder über eine Flußfahrt schreibend zu äußern. Das meine ich nicht. Ich glaube auch da an Wissenschaftlichkeit. Ich glaube, Bücher über Bücher zu schreiben und Bücher sozusagen über sich selber zu schreiben, ist kein ganz ernsthafter Unterschied. Das habe ich inzwischen noch bei mehreren Leuten gesehen; Leute, die Germanistik studieren oder Literaturwissenschaft betreiben, sind ja auch Roman-Schriftsteller – die schreiben dann Romane über Goethe oder so. Die schreiben sie in wissenschaftlicher Form, aber das ist kein ernsthafter Unter-

Roman des bürgerlichen Realismus. München 1971. – Die Generation der »gebrannten Kinder«, der Delius (Jahrgang 1943) nicht mehr angehört, ist zwischen 1928 und 1930 geboren. Und alle Schriftsteller und Kritiker, deren Dissertationen in der von Walter Höllerer herausgegebenen Reihe »Literatur als Kunst« im Münchner Carl Hanser Verlag erschienen sind, haben als Germanisten in den fünfziger Jahren promoviert: Martin Walser 1952, Reinhard Baumgart 1953, Hans Magnus Enzensberger 1955, Herbert Heckmann 1957, Joachim Kaiser 1958. Vgl. MARTIN WALSER: Beschreibung einer Form. Versuch über Franz Kafka. München 1961; HERBERT HECKMANN: Elemente des barocken Trauerspiels. München 1959; JOACHIM KAISER: Grillparzers dramatischer Stil. München 1961; REINHARD BAUMGART: Das Ironische und die Ironie in den Werken Thomas Manns. München 1964.

³⁴ ENZENSBERGER [Anm. 32], S. 141.

schied, diese sogenannte Fiktion und das andere, die Non-Fiktion. Das wächst für mein Verständnis viel näher beieinander, als es in der Öffentlichkeit gehandelt wird.³⁵

Gut fünfzehn Jahre später hat Walser in seinem Essay über »Des Lesers Selbstverständnis« (1993) diese Position revidiert. Der Autor liest doch anders, denkt anders und schreibt anders als der Literaturwissenschaftler:

Als ich, um meine Mutter nicht zu enttäuschen, eine Dissertation schreiben sollte, blieb nichts anderes übrig, als über den Autor zu schreiben, der mich während meiner Studentenjahre gehindert hatte, andere Autoren wirklich zu lesen: Franz Kafka. Als ich aber über ihn etwas schreiben wollte, stellte sich heraus, daß ich ihn nicht verstanden hatte. [...] Meine Leseerfahrung war eine unüberschaubare Folge von Details und Stimmungen. Sobald ich diese Frequenz des Konkreten verließ und meine Leseerfahrung in einer allgemeineren Mitteilungsform addieren wollte, war alles zerstört. Meine Leseerfahrung, mein jahrelanges Zusammenleben mit Kafka kam in der begrifflichen, literaturwissenschaftlich tendierenden Mitteilung nicht mehr vor. Ich wich aus. Sozusagen instinktiv. Ich fing einfach an, die Machart zu beschreiben und nannte die Dissertation dann: Beschreibung einer Form. Keine Interpretation, reine Inventarisierung.³⁶

Es ging demnach nicht allein um die Aporie der Subjektivität, der emotionalen und assoziativen Annäherung an Texte, es ging um den Horror vor der Fixierung auf die eine richtige Bedeutung, dem Schreiben »in germanistisch gestützten Vokabularen«.³⁷ »Der Segen der unwillkürlichen Erfahrung wird ins Licht der Meinung gezerrt und dabei geht das Ausschlaggebende verloren oder wird doch durch die Ansprüche der Meinungsrationalität deformiert; es muß ja etwas Beweisbares zustande- beziehungsweise herauskommen. Man muß recht haben.«³⁸

Da scheint denn doch der Geist der Beißner-Schule und die alles beherrschende eine Lehrmeinung aus der Versenkung aufzutauchen. Ja ich erinnere mich, wie Walser selbst im Gespräch über einen seiner Romane die Autorintention, seine eigene Deutung, als die einzig zutreffende Bedeutung von Text und Figur gelten lassen wollte. Wie es für viele Autoren in der Regel ja auch nur die eigenen Texte gibt und nur selten die der anderen, um

³⁵ ROOS [Anm. 18], S. 85.

³⁶ Martin Walser: Des Lesers Selbstverständnis. In: ders.: Vormittag eines Schriftstellers. Frankfurt a. M. 1994, S. 163–200, hier 165, 172.

³⁷ Ebd., S. 169. In einem Interview mit Katrin Hillgruber (SZ vom 14. Juni 1993, S. 39) hat Walser noch einmal die These vertreten, »daß der professionelle Leser von Literatur in der Gefahr ist, seine Leseerfahrungen in der Verarbeitung zu beschädigen.« Auch der Literaturwissenschaftler müsse nicht »im Gelehrten enden. Auch er muß keine Sekundärsprache haben.«

³⁸ Walser [Anm. 36], S. 191.

die man sich (im Gegensatz zur deutungssüchtigen Wissenschaft) nicht unbedingt kümmern muß.

Vielleicht ist es schon fatal, ein Buch nur zu lesen, um es zu interpretieren oder zu beurteilen. Man bringt das Buch in eine Verhörsituation. Ich glaube, ein Verhörender macht keine Erfahrung. Er sammelt Punkte für ein Urteil.³⁹

Ist der Literaturwissenschaftler damit vom Autor schon wieder einmal gerichtet und exekutiert? Wenn er die Offenheit und Relativität seiner Deutungen, Befunde und Gedankenspiele reflektiert, ist er wohl noch zu retten. Dann könnte nicht nur Literatur als Kunst begriffen werden (so hieß ja die Reihe, in der die Dissertationen von Walser, Enzensberger, Delius und anderen erschienen), sondern – ohne Jargon und Rechthaberei – auch die Wissenschaft als Kunst im Sinne von *ars* und *techne* gelten.

In seinem Buch über »Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis« hat HEINZ SCHLAFFER auf diese Variante in der Geschichte der Philologie hingewiesen:

Lange genug hatte die Philologie Poesie und Wissen strikt auseinandergehalten, so daß der ernste Versuch, sie in einer poetischen Wissenschaft wieder einander zu nähern, die Differenzen nicht geringer, aber bedeutungsvoller werden ließ.⁴⁰

Peter Rühmkorf sieht den alten Konflikt mittlerweile mit ironischem Altersblick gelöst und entspannt. Nach vielen Gesprächen über seine traumatischen Erfahrungen mit der Germanistik als Wissenschaft und dem autoritären Hamburger Goetheprofessor, der ihn aus dem Seminar warf, hat er mir einen versöhnlichen Reim in mein Exemplar seiner Tagebücher geschrieben:

»Ob Forschung, Lehre, Lyrik, Jazz,
ob Theorie und Praxis,
ich seh da gar nichts Trennendes,
wir alle weben, Günter Hess,
an einer Geistgalaxis!«

³⁹ Walser [Anm. 36], S. 192.

⁴⁰ HEINZ SCHLAFFER: Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis. Frankfurt a. M. 1990, S. 243.